

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Liebe Gemeinde,

lange her, dass ich zuletzt hier oben stand. Ich war viel unterwegs in den letzten eineinhalb Monaten. Anfangs der Ferien mit den Konfis, erst hier in Augsburg, dann eine Woche lang im Camp, dieses Jahr nicht in Italien, sondern auf einem Zeltplatz bei Bad Tölz. Ich war mit meiner Familie im Urlaub und zuletzt noch ein paar Tage in den Bergen unterwegs. Schöne, ereignisreiche Wochen waren das – aber jetzt ist es gut, wieder hier zu sein.

Schön, dass Sie heute hier sind. Ich blicke ich in viele vertraute Gesichter. Ich freue mich, euch, die Konfis wieder zu sehen. Hoffentlich blicken Sie und ihr wie ich gerne auf diesen Sommer zurück. Bei manchen, denen ich ganz unvermutet in Kroatien am Strand über den Weg gelaufen bin, bin ich mir da recht sicher ;-)

Wahrscheinlich haben Sie sich über das Lied gewundert, das wir gerade gesungen haben. Ein Weihnachtslied im September – da mögen sich Fragen stellen. „Hab´ich was verpasst?“, „Bin ich hier richtig?“ Ich bin zuversichtlich, dass ich die Verwirrung nachher noch auflösen kann, aber das muss noch ein bisschen warten. Ich lade Sie stattdessen ein, sich andere Momente aus den vergangenen Wochen in Erinnerung zu rufen, in denen Ihnen ähnliche Fragen durch den Kopf gegangen sind. Die letzten Kilometer einer langen Anreise, auf denen nicht so ganz klar war: „Sind wir jetzt da, oder dauert´s noch ein bisschen?“ Vielleicht auch eine Irritation, weil sich der Urlaubsort, oder die Wohnung dort, doch recht anders präsentierte als die Bilder im Internet oder im Prospekt hatten erwarten lassen. Vielleicht aber auch Momente, in denen Sie nicht glauben konnten, was Sie sahen, weil Sie überwältigt waren von ganz unerwartetem Glanz und Schönheit. Sollte das tatsächlich das Ziel sein, zu dem ich mich auf den Weg gemacht habe, gestern vielleicht erst, oder auch schon Tage, Wochen zuvor?

Es ist ja so: wenn wir uns irgendwohin auf den Weg machen, dann reisen wir zu einem beträchtlichen Teil den Bildern hinterher, die wir zu dem Ort im Kopf haben – und mitunter hängt dann, ob der Urlaub „schön“ wird, davon ab, ob es uns gelingt, die Vorstellung, die wir in unseren Köpfen mitgebracht haben, irgendwie mit der Wirklichkeit zu versöhnen, auf die wir dann treffen.

Davon könnten sicherlich die weitgereisten Sterndeuter aus dem Morgenland erzählen, die nach vielen Strapazen im zweiten Anlauf, nach dem Umweg über Jerusalem, schließlich das Ziel ihrer Reise erreicht hatten: den Stall von Bethlehem, darin die Futterkrippe, darin den neugeborenen „König der Könige“. Geblendet von Glanz und Gloria waren sie da sicher nicht. Eher ging es ihnen so, wie es uns gehen würde, wenn wir uns aufgemacht hätten zum Urlaub im Fünf-Sterne-Hotel und dann merken würden, dass es durch´s Dach reinregnet.

Um das Verhältnis von Sein und Schein geht es auch am heutigen Tag des offenen Denkmals, zu dem es auch hier nachher noch Führungen gehen wird. Im Stall von

Bethlehem klaffen beide in genau umgekehrter Weise als bei den aller der Baudenkmäler, die vielleicht auch mancher von Ihnen heute noch besichtigen wird.

Da haben Architekten und Maler im Laufe der Jahrhunderte eine Meisterschaft darin entwickelt, durch ausgeklügelte Bau- und Maltechniken mehr Schein vorzutäuschen als das tatsächliche Sein zu bieten hatte. In engen Bauten wird der Eindruck von Weite erzeugt, uns lacht von oben scheinbar der geöffnete Himmel entgegen, wo doch die niedrige Holzdecke den Blick versperrt, da glänzt scheinbar wertvoller Marmor, wo doch nur billige Steine, Holz und etwas Putz zum Einsatz gekommen sind.

Von all dem nichts gab es in Bethlehem zu entdecken. Im Gegenteil: wo die Besucher auf den Palast eingestellt waren, bot sich ihren Blicken nur ein armseliger Stall dar. Und dieser Eindruck steht sinnbildlich für den gesamten Lebensweg Jesu. Da bleibt der sichtbare Schein immer hinter dem zurück, was Christinnen und Christen als das tatsächliche Wesen Jesu bekannten. Dem Augenschein nach begegneten seine Zeitgenossen dem Sohn des Zimmermanns aus Nazareth, dem Wanderprediger mit den staubigen Füßen, einem mutmaßlichen Wunderheiler, einem verurteilten Verbrecher, der am Kreuz einen ehrlosen Tod starb. Dass sich hinter all dem Gott selbst verbergen sollte, in Gestalt seines Sohnes, das war für die Augen der Menschen unsichtbar.

Und es blieb ein für seine Umwelt kaum nachvollziehbarer Gedanke, dass im Leben Jesu der Schein und das Sein so „falsch herum“ auseinanderklaffen sollte. Die einen, so schreibt es Paulus einmal, haben darüber nur gelacht, die anderen haben sich geärgert.

Einer unserer Jumas, der Julius, hat auf dem Konfocamp an zwei Abenden am Lagerfeuer die Geschichte vom kleinen Prinzen vorgelesen. Die werden viele von Ihnen kennen, wie auch das wohl berühmteste Zitat aus dem Buch: „Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“ Zwar ist der Satz so erst 80 Jahre alt, aber er eignet sich gut, um das Lachen und den Ärger zu erklären, mit denen sich Christinnen und Christen auseinandersetzen müssen, seit es uns gibt. Und er eignet sich ebenfalls, um zu beschreiben, wie und von welcher Hoffnung geleitet wir leben. Vielleicht müsste man ihn dazu besser noch um ein paar Worte ergänzen: Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Gott angerührt hat.“

Von Gott angerührte Herzen haben Christinnen und Christen getragen, wenn es schwer war. Angesichts von Unterdrückung und Verfolgung fanden sie darin die Gewissheit, dass sie nicht erst irgendwann erlöst und gerettet würden, sondern dass das schon passiert war. Denn mit der Botschaft vom Ostermorgen und dem Glauben an die Auferstehung Jesu stand in diese Herzen geschrieben: „Wir mögen jetzt leiden, verfolgt werden und vielleicht auch sterben. Aber wir wissen jetzt: der Tod, und alles, das dem Leben entgegen steht, wird nicht das letzte Wort haben in unserer Geschichte mit Gott haben, oder besser: in Gottes Geschichte mit uns. In ihm werden wir leben.“ Die von Gott angerührten Herzen trugen, wenn es darauf ankam: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?“

Vielleicht sind wir heute den Christinnen und Christen der ersten Tage wieder näher als viele Generationen vor uns. Denn der Augenschein bietet wenig Anlass dazu, triumphierend vom Sieg über die Mächte zu sprechen, die drohend über unserer Gegenwart schweben. Dass das Reich Gottes schon begonnen habe, wie es immer wieder in der Kirche zu hören ist, und wie ich das so oder so ähnlich auch in viele meiner Predigten behaupte, das ist ein Glaubenssatz. Was wir sehen können, was wir selbst Tag für Tag erleben und ertragen, und mehr noch die Nachrichten aus den Kriegs- und Krisengebieten dieser Welt, das passt da ganz schlecht dazu.

Ich denke, es sind heute wie damals die Herzen, die von Gott angerührt werden, die erkennen können, dass hinter dem traurigen, bedrückenden Augenschein ein befreites und ein erlöstes Sein aller Kinder Gottes und seiner gesamten Schöpfung schon verborgen ist. Und glaubend, in manchen Momenten einer gelingenden Begegnung, einer Versöhnung, eines Heil-Werdens mögen wir dieses erlöste Sein auch schon erfahren. Aber das kann immer nur bezeugt werden und bekannt, nie bewiesen.

Dass sich Himmel und Erde berühren, wo Menschen sich vergessen, ihren Hass überwinden und neue Wege gehen, auf denen Versöhnung möglich wird, auch eine Versöhnung mit der ausgebeuteten und geschundenen Welt, in der wir leben, dass Gottes Geist weht, wo Menschen sich verschenken und liebend den Nöten des anderen dieselbe Bedeutung zugestehen wie den eigenen, das entdeckt, wer tatsächlich mit Gottes Gegenwart im Hier und Jetzt rechnet und sich im Herzen davon berühren lässt.

Im Modus des Glaubens beginnen solche besonderen Momente von dem zu erzählen, worauf wir hoffen dürfen. Aber dazu müssen wir mutig sein und das Vertrauen wagen auf einen lebendigen Gott, den wir halt nicht sehen, sondern nur in unseren Herzen erfahren können. Ansonsten bleiben diese Momente stumm. Nett und schön, aber ohne eine Hoffnung, die weiter weist.

Dass wir dem Morgen trotz aller Gefahren und Bedrohungen erwartungsfroh entgegengehen dürfen, das ist so etwas wie der rote Faden nahezu aller Bücher unserer Bibel. „Die Zukunft ist sein Land“, heißt es in einer Strophe des Liedes, das wir gleich singen werden. Und weil das so ist, kann man die Bibel auch durchblättern als eine Sammlung von Aufbruchsgeschichten – deswegen habe ich für die Predigt heute auch keine bestimmte einzelne Erzählung ausgewählt. Da gibt es zu viele von.

Das heißt aber auch: der Tag, an dem wir Christen und Christinnen tatsächlich angekommen sein werden, über den wir „Angesommen“ mit einem einfachen Punkt schreiben könnten, der steht einstweilen noch aus. Das Ausrufezeichen im Motto für den heutigen Sonntag hat hoffentlich irgendwann im zurückliegenden Sommer gut gepasst. Beim ersten Blick auf's Meer, oben auf dem Berggipfel oder auch beim beschaulichen Bummel durch die Straßen einer malerischen Altstadt.

Als Christen und Christinnen bleiben wir unterwegs, brechen wir immer wieder von neuem auf. Seien es die kleinen Aufbrüche, die wir als Einzelne unternehmen,

wenn etwa in diesen Tagen für die einen die Schule wieder beginnt oder die anderen sich in den Büros wieder hinter die Schreibtische setzen, seien es die großen Aufbrüche, zu denen wir miteinander und als Teil der Gesellschaft ansetzen.

Und wir dürfen sie hoffnungsfroh angehen, diese Aufbrüche. Und dabei mit unseren Herzen nach den Spuren suchen, die Gott in dieser Zukunft schon hinterlässt.

Amen